

Die Zeitschrift

Nr. 27

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

Verena Stadler.

Erzählung von Ernst Zahn.

Die junge Verena Stadler fuhr mit dem Dampfschiff von Herrlibach her nach St. Felix hinunter. Die Räder klapperten und der See schäumte; langsam glitten die ländlichen Ufer hinauf und langsam kam die Stadt näher geschwommen, die gleich einem steinernen Ring das See-Ende umschlossen hält. Das Schiff war mit Menschen gefüllt. Ein heimliches Leuchten, von dem man nicht wußte, aus welcher Falte des leise dunkelnden Himmels es brach, lag über ihren Gesichtern, die zum Teil nach der Richtung gewendet waren, aus der das Schiff kam. Der See lag glatt und doch wie gehoben, gleich einer dunkeln, gehobten Fläche, die so glänzt, daß sie dem Auge wie leise gewölbt erscheint. Er schimmerte metallisch und dunkler, je ferner er sich dehnte; an seinem Saume aber war ver- schwommener Dunst und aus diesem stieg eine Kette von Bergen. Sie traten, an den Himmel gebaut, daraus hervor und schauten auf das ziehende Schiff, hatten schwere, dunkle Glieder und von Schnee leuchtende Häupter. Dieser lag auf den einen nur in schmalen weißen Bändern, so daß ihre Umrisse wie mit feinem Pinsel unendlich scharf und sorglich an den Himmelsgrund gemalt schienen; die andern bedeckte er wie ein Helm aus matten getriebenen Silber. Alle hatten etwas Geheimnisvolles und fast Unwirkliches, weil ihren Fuß der Dunst und die Weite verbargen, und es lag etwas Großes und Herzbeugendes in dem Schweigen und der Klarheit, mit denen sie aus der verlorenen Ferne und der wachsenden Nacht

auf den See und das Schiff und die nahe Stadt niederleuchteten.

Verena stand am Geländer des Schiffvorderteils, nahe den Plätzen, auf denen das Landvolk und diejenigen reisen, die sich weder zu den Gablichen noch zu den Fürnehmen rechnen. Sie schaute wie die übrigen nach den

plötzlich seufzend und wie am Ende seiner Straft im See. —

Am Ufer, lange im Abendnebel verschwunden, und nicht dicht am Wasser, sondern oben im Berg, stand ein Bauernhaus, das dem Gemeindegemeinmann Stadler zu dessen Lebzeiten eigen gewesen, aus dem sie aber den aufrechten Mann und gemeindlichen Wür-

den- und Würdenträger vor wenigen Tagen an einen stillen Ort vertragen hatten, wo Würde wie Würde ein Ende hat. Es blieben Verena, zwei Brüder- und zwei Schwestern im väterlichen Hause zurück, auch ohne die lange verstorbene Mutter Menschen genug, von einer kleinen und kargen Scholle zu leben. So war Verena frei, dem Mute der Waise und Bäckerwitwe Waser zu St. Felix zu folgen, die schon mehrmals und bringend und gar in den letzten Tagen mit einem Weiklang von Angst und schwerem Sinnen sie zu kommen gebeten hatte. Diese

Waise war erst seit drei Tagen verwitwet; den Bäcker hatte man unten in der Stadt nur kurze Zeit nach seinem Bette vom Land oben in

Herrlibach begraben. So reiste Verena gleichsam von einem Tod zum andern, und ihre Fahrt war keine fröhliche. Sie trug aber weder die kopfhängende Miene eines unter seiner Trauer schlotternden, noch ebensowenig die erbauliche eines mit seinem Schmerze prahlenden Menschen zur Schau, sondern hatte in den wohlgestalteten Zügen einen freundlichen Ernst und in den nicht sehr großen braungrauen Augen einen Ausdruck von stiller Entschlossenheit wie einer,



An der Bränke.

schönen, schweigenden Volkwerken; aber ihr Blick glitt des öfteren davon ab und dem linken Seeufer zu, wo Dorf um Dorf und Haus um Haus in immer schwerer sich senkenden Schatten untergingen. Einmal klang ein Läuten aus einem dieser verschwindenden Dörfer herüber, aber das Schiff trug Verena von dem Klingeln hinweg, so daß es war, als schwankte dieses ihr ängstlich auf dem Wasser nach und versinke

ber mit einem: „So muß es eben weitergehen!“ einen unterbrochenen Weg rüstig wieder unter die Füße nimmt. Ihre Gestalt unterstülzte dabei den Eindruck, daß ein Mißgeschick sie nicht niederzubeugen vermöge, denn sie war, obwohl nur mittelgroß, doch von biegsamem, geschmeidigem Wuchs. Das schlichte, schwarze Kleid legte sich wohl um schlanke Hüften und gutgeformte Arme. Die Hände, die aus den engen Ärmeln sahen, waren weder klein noch fein, sie hatten nadelzerstochene Fingerspitzen und von schwerem Bauernwerkzeug breitgedrückte Ballen, aber sie waren nicht plump und nicht rot. Der Hals hatte einen schlanken Bau und trug den Kopf wohl, wenn auch bescheidenlich vornübergelehnt. Kein Hut saß auf dem dunkelbraunen, ob auch straff zum Knoten gebundenen, doch in unzähligen Kräuseln sich windenden Haar. Das Gesicht war bleich; der Bug der feinen Nase lief gerade und schmal zwischen die schönen Brauen hinauf, ihre Oeffnungen aber waren groß und rosig und flogen beim Atmen wie die Nüstern eines edlen Pferdes.

Auf dem Schiff erscholl ein Glockenzeichen. Gleich darauf stieß das räderklappernde Fahrzeug aus mächtiger Weife ein ohrenbetäubendes Stöhnen aus. Die Stadt lag dicht vor den Blicken seiner Inassen, und eine Unruhe fuhr in diese. Berena nahm, während das Schiff anlegte, einen schwarzen, runden Korb auf, der neben ihr gestanden und ihre Habe barg, und hing ihn sich an den Arm, ließ die Menschen drängen und wartete mit einigen Verständigen, bis die Reihe, über den kleinen Steg ans Land zu gehen, an sie kam. Hier war niemand, der sie erwartete; so kümmerte sie sich nicht um die Menge der Umstehenden noch um das ihr nicht ganz vertraute Getöse der großen Stadt. Sie schritt, ihren Korb am Arm, mit mäßiger Eile dem Wasser entlang, das hier kaum mehr See, sondern schon Abfluß oder Fluß war; zu ihrer Rechten stand ein prahlendes Gebäude, ein Stück des neuen St. Felix, wie es aus dem alten emporgestiegen, und eines von denen, die seit langem und stetig die früheren engen Quartiere überwucherten und gleichsam in sich selber erstickten. Dann lag eine breite und von buntem Getriebe der Wagen und Fußgänger unruhige Straße vor ihr. Sie setzte den Fuß auf dieselbe. Da flog ihr Blick zur Linken und fiel auf die Bronzestatue des Reformators von St. Felix, die eine alte, kleine Kirche im Rücken hatte und von grünen Bäumen und Buschwerk zu beiden Seiten umstanden war. Es war nicht das erstemal, daß Berena das Standbild des Reformators erblickte; manchmal hatte sie ihn stehen sehen und mit anderen das Gefühl geteilt, als biete der mächtige Mann den Willkommen seiner Stadt. In diesem Augenblick aber lag über dem Bilde ein seltsamer Rosenschein, wie das Aufleuchten eines versinkenden Feuers, und es war in der Tat das letzte Blitzen des sterbenden Tages, das voll über die ertzene Gestalt sich ergoß. Dadurch erhielt das tote Metall Leben, und in der Stellung des einen, vorgelehnten Fußes lag eine Bewegung, als täte er in Wirklichkeit einen Schritt dem ankommenden Mädchen entgegen. Dabei hatte dieses nicht sowohl das naheliegende Empfinden, als werde ihm ein freundlicher oder liebevoller Gruß geboten; sondern es war Berena, als gehe aus der Wucht des starken und großen Mannes ein geheimes Kraftgefühl auf sie selber über. Ihre Brust hob sich in einem weitem Atemzuge, und sie ging mit großen und freien Schritten über die Straße. Sie gelangte zwischen dem Standort der Statue und einem Häuserviereck hindurch auf einen kleinen, freien, gepflasterten Platz und über diesen vor eine weite Front stattlicher, aber nicht in die letzten Baujahre der rasch wachsenden Stadt zu zählender Häuser. In dieser Front war eine Rücke, einer schweren Scharte in einem geraden Messer zu vergleichen.

Darinnen stand zurückgeschoben ein schmales, hohes Haus mit einem niedrigen, zinnenbekrönten Vorbau. An dem Geländer der Rinne war auf einer braunen, wetterbewaschenen Tafel zu lesen: „Bäckerei zum Höfflein von Dalthasar Waser“.

Berena überschritt den kleinen Hof, von dem Haus und Bäckerei ihren Namen hatten, und stieg über die zwei Sandsteinstufen zur Tür des im Vorbau gelegenen Ladens. Die Tür klingelte hell und nicht unlieblich, als sie eintrat. Ihr dicht zuneben, nur durch den alten Ladentisch von ihr getrennt, erhob sich eine bislang hinter der Auslage des Fensters, den Broten aller Art und Form, verborgen gewesene Frau.

„Bist es, Berena,“ sagte die Letztere, nahm mit runzligen Händen eine stählerne Brille von der Spitze, bleichen Nase und bot über den Ladentisch hin dem Mädchen die Rechte. Mit umständlicher Freundlichkeit leitete sie dasselbe, herseits des Ladentisches schreitend, tiefer in den von Mehlstaub erfüllten Raum hinein, bis wo der Tisch endete und ihr Platz geboten war, ihren Willkommen herzlicher und mit einer unerbittlichen Dankbarkeit zu wiederholen. Ihre kleinen Augen füllten sich dabei mit Tränen, und in ihrem hageren, farblosen Gesicht zuckte es; aber sie verwand die Wallung in einer Weise, die erkennen ließ, daß sie in ihrem Leben nicht das erste Leid verbiß.

„Ich bin gern gekommen, Base,“ sagte Berena einfach, „früher konnte ich freilich nicht.“

„Ich weiß, ich weiß,“ gab die andere zurück, und als sie sah, daß eine trübe Erinnerung auch dem Mädchen den Blick verschleierte, war sie die Stärkere und fügte hinzu: „Da sind wir jetzt in einem ähnlichen Spittel krank; nur was einem in Deinen Jahren verloren geht, kann irgendwie wieder gutgemacht werden; uns Alten bleibt nur das Letzte, die Rucke zurück.“ Während dieser Worte nahm sie Berena den Korb ab und führte sie in die hinter dem Laden liegende Backstube, wo sie sie auf einer der Bänke Platz nehmen ließ, die einem langen, tannenen Tisch entlang standen. Dann kamen sie ins Reden von dem, was war, gewesen und werden sollte. Als sie so neben der Base Katharina saß, schmerzte es Berena, als sei jene, seit sie sie das letztmal gesehen, sonderbar gebrechlich geworden. Ihr Haar war grauer und, wo es vorn schlicht an den Kopf gescheitelt war, spärlich und dünn. Um den Mund trug sie einen kranken Zug. Berena konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Ihr seid wohl selber jetzt schlimm zuweg, Base?“

„Ich habe böse Nächte, Kind,“ gab sie zurück; „just darum bin ich froh, daß Du jetzt da bist. Ich lege Dich in die Kammer neben die meine.“

In der Backstube setzte jetzt eine alte Magd spröde klappernde, wenig vornehme Teller auf den Tisch und trug eine Suppe auf. Inzwischen traten zwei Männer durch eine Hintertür herein, in klatschenden Pantoffeln, die Hosen nachlässig angetan, noch nachlässiger das Hemd hineingesteckt, eine weiße Schürze umgebunden und Haar und Gesicht von Mehl noch leise bestäubt. Weil schwere Weilliebe, die bisher dumpf aus einem Hinterhofe heraufgeklungen, still geworden waren, wußte Berena, daß die beiden vom Holzhauen kamen. Sie gab dem einen, der mit lautem: „So, bist gekommen!“ auf sie zutrat die Hand und mußte, wie schon oft, lachen, daß sie, die doch nicht kleine, dem Better Wilhelm mit dem Kopf gerade unter die schweren Arme reichte. Sie hatte immer das Gefühl, als stehe sie unter einem großen Baume, wenn sie an ihm hinauffaß, denn es stand eines unwillkürlich in der Gut seines schweren, vornüberhängenden Körpers. Er war blond, hatte wolliges Haar und ein gesundes, festes Gesicht, in dessen roter Lebensfarbe die gelbweißen Brauen und der kurze struppige

Schnurrbart wie angeklebt aussahen. Als er nachher, mit breit aufgestülpten Armen seine Suppe löffelnd, Berena gegenüber saß, zeigte er ein treuherzig-drolliges Wesen, wie sie es an ihm gewohnt gewesen, und erreichte, daß über das Mädchen ein Gefühl der Behaglichkeit kam, das sie von jeher bei ihren Besuchen bei den Stadtverwandten gehabt hatte. In seinen großen blauen Augen war, wenn er seine trockenen Scherze hintwarf, etwas, was einem das Herz warm machte. Selbst über das fast strenge Sorgengesicht seiner Mutter ging immer ein Lächeln, wenn er sprach. Berena wußte, daß der Better Wilhelm im Höfflein schon immer die Haussonne gewesen war.

Die Mahlzeit dauerte nicht lange. Der Knecht, der mit Wilhelm hereingekommen war, und die Magd saßen schweigsam am Tische. Nachher erhob sich der Erstere, wünschte „gute Nacht“ und entfernte sich; die Magd räumte ab, Wilhelm aber schritt hinaus und hängte am Laden die Fenstervallen ein. Als er nicht wiederkam, ging die Base nach ihm sehen, kam aber bald zurück und schloß von innen die Ladentür. „Er ist zum Bier,“ sagte sie. Dabei war es, als seufzte sie. Dann wandte sie sich an Berena und sagte: „Du wirst müde sein; laß uns nach oben gehen.“

Sie ließen die Magd zurück, eine starke, arbeitame, die schon lange im Hause war. Die Base stieg die dunkelgewichene Holztreppe voran zur Wohnung hinauf. Berena trug ihren Korb und wunderte sich wieder, wie die Stadthäuser hoch waren. Die Treppe wollte immer kein Ende nehmen, und die Base, obwohl das Haus ihr gehörte, wohnte oben unterm Dach. Sie sprach nicht, während sie hinauffliegen. Als sie endlich oben vor einer braun wie die Treppe glänzenden Stubentür anhielt, flüsterte sie: „Du weißt ja, ich mag nicht reden auf der Treppe; man muß froh sein, Mieter zu haben heutzutage, und ich will keinen stören.“

Berena nickte und es fiel ihr ein, daß die Base immer so gewesen war, eine, die keinem im Wege sein wollte, eine Stille und im stillen Wadere. Jene öffnete die Tür und sie traten in das Wohnzimmer mit dem graugestrichenen Tafelwerk. Es enthielt einen wachstuchbelegten runden Tisch, ein Sofa mit geblühtem Ueberzug, den weißen Kachelofen mit glänzender Messingtüre, einen Sekretär und ein paar Stühle. An der Wand hing ein Spruch. Der hatte zu Nachbarn alte Bilder in runden schwarzen Rahmen, die der Better und die Base an ihrem Hochzeitstag hatten machen lassen, und der Better trug ein schwarzseidenes Tuch wie zum Schutz vor Erkältung fest um den Hals gewunden, und die Base hatte noch den Reifrock an, der nun so lange aus der Mode war.

Die Base Katharina hieß Berena den Korb niederlegen und ließ sich dann selber auf einen der beiden Stühle nieder, die am Fenster standen. „Ein wenig reden laß uns noch zusammen, weil wir allein sind,“ sagte sie.

„Soll ich Licht machen?“ fragte Berena, ehe sie sich setzte.

„Nein,“ gab die Base zurück. Dabei merkte das Mädchen erst, daß ihr die Rede leuchtend ging und daß sie sterbensbleich war. „Ihr habt das immer noch, daß Euch eng ist?“ fragte sie.

„Mehr als früher, viel mehr,“ stammelte die Base, lehnte sich einen Augenblick wie erschöpft in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Während sie so dalag, blitzte über den Dächern der nächsten hohen Häuser ein silberner Schein auf und leuchtete in die Stube. Berena mußte unwillkürlich aufsehen, wie es auf einmal hell war. Ganz nahe standen die dunkeln Schatten der Häuser der engen Gintergasse. Es war, als könnte eines mit der Hand an des Nachbarns Mauer hinüberlangen. (Fortf. folgt.)

Briefe Robert Schweichels aus Italien.

Mitgeteilt von Ernst Kreowski.

Im lyrischen Nachlaß Robert Schweichels befindet sich auch ein an eine befreundete Ostpreukin gerichtetes Gedicht, in welchem der Sehnsucht: doch einmal Italien, „das Land voll Liebe, Lust und Wein erschauen“ zu dürfen, schmerzliche Worte verliehen sind. Das war 1852; und der so schrieb, war ein tief unglücklicher Mann. Die Freiheit, für die Schweichel mit Schrift und Rede gekämpft, lag zertreten am Boden; ihn selbst hatte die einbrechende Reaktion entwaftet und seiner publizistischen Existenz beraubt. Doch damit das Herzleid voll werde, war ihm auch noch die heißgeliebte Braut, der einzige Gott seiner Seele, durch den Tod entrißen worden. Nun saß er, allen Glückes bar, fern von Königsberg, im Masurischen als Hauslehrer — bis er von hier, alsdann auch aus seiner Vaterstadt vertrieben, mit Hoffnungen auf Amerika nach Hamburg ging, wo ihn das Schicksal seiner Verbannung treffen sollte. . .

In Lausanne glückte es Schweichel, festen Fuß zu fassen. Sieben Jahre lang aß er das Brot des Exils. In sein Vaterland zurückgekehrt, war es ihm nach mancherlei journalistischen Kampszeiten endlich vergönnt, in Berlin als Redakteur der von Otto Janke herausgegebenen „Romanzeitung“ einen dauernden Wirkungskreis zu gewinnen. Und jetzt sollte auch der große Augenblick anbrechen, da sich dem inzwischen zur Geltung eines bedeutenden Meistererzählers emporgestiegenen Schriftsteller die ständig genährte Sehnsucht nach Italien erfüllte. Bereits während seiner Königsberger Studienjahre hatte Robert Schweichel bei Ernst August Hagen, dem sogenannten „Kunst-Hagen“ und nachmals berühmten Verfasser der „Morica“, das sind alt-nürnbergische Künstlergeschichten, eifrig Vorlesungen über die italienische Malerei gehört. Diese Studien in Verbindung mit geschichtlichen Forschungen waren seither weiter geführt worden. Solcherweise gründlich vorbereitet, trat Schweichel am 13. Februar 1875 seine Reise an. Ueber Dresden, Eger, München, Innsbruck geht die Fahrt; von da über den Brenner nach Verona. Hier sieht sich Schweichel fast zwei Tage lang aufgehalten, weil kein Bahnbeamter weiß, wo sein Koffer geblieben. Schließlich wird dieser auf dem Zollamt entdeckt. Und nachdem an Lagergebühr, Steuer für Zigarren und sonstigen Spefen zusammengekommen 10,75 Frank in Gold entrichtet worden sind, kommt Schweichel am 18. Februar um die Vesperstunde in Mailand an: — „mit einem aus Freude und Bangen gemischten Gefühl stand ich vor der endlichen Befriedigung meiner Sehnsucht, die jung und stark geblieben war, während sich in meinen Bart bereits der Reis gehängt hatte.“ Was Schweichel während seiner knapp sechswöchigen Wallfahrt sah und wie er es sah: — in seinen „Italienischen Blättern“ (1878 in zweiter Auflage erschienen) kann man lesen und nachgenießen. Aus aphoristischen Tagebuchnotizen, flüchtig mit Blei eingetragen, wurden hernach köstliche Schilderungen geschaffen, die vom Goldschimmer unvergänglicher Poesie umgossen sind. Und dies Buch hat der Dichter seiner Lebensgefährtin gewidmet, die ihm am 3. Februar dieses Jahres ins Grab gefolgt ist.

Währenddem er Italien, zum Teil in Kameradschaft seines Verlegers, durchstreifte, war Frau Elise daheim geblieben als umsichtige Stellvertreterin redaktioneller Pflichten. Sie war immer seine unbedroffene Wandergenossin gewesen. Ihr flogen nun die nachfolgenden Briefe zu. Es ist etwas Eigenes mit ihnen. Sie sind Eingebungen sich überstürzender Eindrücke, von denen Schweichel seinem „lieben Mauschen“ jubelnden Herzens Kunde gibt. Wir verspüren aber gleich, daß dieser Mann

nicht als Träumer dahinzieht. Auf jahrzehntelangen Pilgrimfahrten in niederdeutschen und schweizerischen Landen hat er Natur und Leben klar erschauen und sowohl alle Schönheiten genießen, wie jegliche Häßlichkeit politischer oder volklicher Mißstände ertragen gelernt. Ueberall bringt er den Blick des kritischen Soziologen und das Herz des Poeten mit. Ihn befremdet nichts; er kennt die Wurzel aller Tugenden wie Mängel daheim und draußen in der Fremde. Zu moralisieren ist seine Sache ebensowenig; er findet selbst auch für abstoßende Erscheinungen humane Urteile, die oft mit schalkhaftem Humor gegeben werden. Er ist ehrlich, nicht weil er ein Deutscher, sondern weil er ein freier Geist und starker Charakter gewesen. So wird man diese Briefe finden. Seitdem sind 37 Jahre verfloßen. Manches hat sich in Italien zu seinem Vorteile verändert. Allenthalben ist die Kultur fortgeschritten; doch auch das Verlangen, zu erfahren, wie es ehemals beschaffen war.

Von München hat Schweichel zum letzten Mal „an Elise geschrieben“, wie ich aus seinen Tagebuchnotizen ersehe, die mir zur Hand liegen. Man verspürt an diesen flüchtigen Aufzeichnungen — meist nur Stichworten — förmlich die brennende Ungebuld, mit der Schweichel südwärts geht. Ueberall, wo unvermeidliche Reiseaufenthalte hingenommen werden müssen, sammelt er Eindrücke von Geschautem. In München betrachtet er die Rokkemannschen al fresco-Bilder unter den Arkaden „mit ganz anderen Empfindungen als in früheren Jahren“, da er ja nun „bald die Gegenden, welche sie darstellen (Griechenland) in natura sehen werde“ — eine Hoffnung allerdings, die sich nicht erfüllen sollte, die der Dichter jedoch in der Seele nährte. Aber ebensowenig, wie er bei einer Maß „Zwölferbiers“ über Mittag im Hofbräuhaus zu bemerken vergißt, daß „alles vollgedrängt und überwiegend schmutzig“ sei, unterläßt er in Verona die Eintragung eines örtlichen Merkmals: „Ueberall — notiert er rasch — in den Häusern, Aneipen und auf den Straßen riecht es nach Pferdedünger“ . . . Er ist nun bereits auf italienischem Boden, den er mit Andachtsgefühlen betreten hat. Die Szenerie nimmt ihn ganz für sich gefangen. Und erst in Mailand, drei Tage später, schreibt er „an Elise“ den ersten Brief. Treulich berichtet er darin auch, was er seit München erlebt und gesehen. Der Brief ist ein förmlicher Jubelruf. Er lautet:

Mailand, den 18. Februar 1875.

Es hat etwas länger gedauert als ich vermutete, bis ich hier in dem Berlin Norditaliens angelangt bin. Man kann in der Tat Mailand mit unserer Hauptstadt vergleichen, wenn man etwas südliche Färbung dazu tut. . . Als ich von München abreiste, fand ich in meinem Kupee einen jungen Bildhauer aus Berlin, Neffe des Tier-Wolf, und ließ mich von ihm bereden, die Nacht in Innsbruck zu bleiben, um bei Tage den Brenner zu passieren.

In Innsbruck hatten wir noch trübes Schneewetter, so daß die Gebirge nicht zu sehen waren. Ich führte Wolf in die Franziskanerkirche mit dem Grabdenkmal Maximilians und den köstlichen Marmorschnitzereien von Collini. Meine Freude, diese herrlichen Sachen wiederzusehen, wurde durch die naive Begeisterung meines Reisegefährten noch gesteigert. Als wir uns dann Mittags auf die Fahrt nach Verona begaben, hatten wir klaren Himmel und Sonne, so daß ich weder Mantel noch sonst einen Schutz gegen die Kälte brauchte. Wir hatten auf der ganzen Fahrt die Fenster offen; wie streng aber doch die Luft war, zeigte sich bei der Ankunft in Verona. Meine Hände waren, da ich die Handschuhe ausgezogen hatte, ganz zersprungen, wurden feuerrot und schwellen, was sie alles

noch heute sind, so daß sich ein Königsberger Gewürzkrämer ihrer nicht zu schämen brauchte. Die Fahrt über den Brenner war entzückend. . .

Abends 10 Uhr kamen wir in Verona an. Wolf und ich gingen gleich, um das Amphitheater bei Mondlicht zu sehen. Doch liebes Herz, ich muß aphoristisch zu Werke gehen, wenn ich Dir diesen Brief noch von hier schicken will. Wir waren anderthalb Tage in Verona; was ich dort alles gesehen habe, dann die Fahrt hierher und das Herumlaufen in Mailand bis es dunkel wurde, hat mich mit einer solchen Fülle von Eindrücken getränkt, daß es mir unmöglich ist, sie zu ordnen und vollends in der kurzen Zeit, die mir zum Schreiben bleibt. Ich bin wie berauscht und Du wirst es mir nicht übelnehmen, daß ich alles durcheinander werfe. Die Eindrücke sind so mächtig, daß ich kaum in meine Briestafel einige Notizen als roten Faden für spätere Zeiten verzeichnen kann. Ich werde Dir, wenn ich Dich wieder in meinen Armen halte, alles erzählen. Von Verona bin ich hierher allein gereist. Ach, Herz! Wenn Du doch bei mir wärst, wie wäre das alles doppelt schön. . . Glaube nur nicht, daß ich alles ablaufe, was in dem Reisehandbuch verzeichnet steht. Ich suche mir das Beste heraus. So viel habe ich schon in Verona wegbekommen, daß, um alles Gute nicht nur zu sehen, sondern auch wahrhaft zu genießen, zwei Jahre für Italien die kürzeste Frist wären. Daran ist ja nicht für mich zu denken, und deshalb lasse ich bei den Hauptfachen bewenden. In bezug auf den praktischen Wert der Reisehandbücher habe ich bereits sehr schlechte Erfahrungen gemacht. Von den Brekereien, vor denen sie fortwährend warnen, habe ich bis jetzt nichts bestätigt gefunden. Vielleicht wird sich die Sache rechtfertigen, wenn ich weiter nach dem Süden komme. Ich habe mir die Fingerzeige meiner bisherigen Reisegefährten zunutze gemacht und bin dabei gut gefahren. Bin in Wirtshäuser gegangen, von denen die Bücher nichts wissen; es war sabelhaft billig und die Reinlichkeit hat bis dato nichts zu wünschen übrig gelassen. Wirte und Kellner sind freundlich und bescheiden. Für ein Trinkgeld von 10 Cent. sind sie höflicher, als dieselbe Sorte von Leuten in Deutschland. Von der Bettelerei ist in Norditalien auch nichts zu spüren. In Verona bin ich während meines Aufenthaltes nur dreimal angesprochen worden; in Mailand gar nicht. Wolf und ich haben uns in italienischen Aneipen herumgetrieben, um zu essen und zu trinken und haben beide zusammen für eine Mahlzeit mit Wein, beides sehr gut, gewöhnlich nicht mehr als 1 Frank bezahlt. Diese Aneipen gleichen den Waadtländischen, wie auch die Städte, abgerechnet die Kunstbauten, Paläste, Statuen und Gemälde. Wie es mir mit der Sprache gegangen ist? Man findet überall Leute, die deutsch oder französisch können; zwischenein wird ein wenig italienisch geradbrecht, und so gehts vortrefflich. Habe ich die italienische Phrase nicht fertig, so rede ich französisch und bin immer verstanden worden. Man antwortet mir halb italienisch, halb französisch, auch ein bißchen deutsch dazwischen, und den Akzent machen die Finger. Das eigentliche Ungeziefer für die Fremden sind die Cicconi (Fremdenführer), weniger schlimm die Gepäckträger. Diese beiden Klassen muß man sich allerdings energisch, aber mit Höflichkeit vom Hals halten. Mit Höflichkeit sind wir bisher vortrefflich gefahren.

Im Giardino Giusti in Verona bin ich zum ersten Male im Grünen gewandelt — unter Cypressen und Lorbeer. Ich schicke Dir von dort ein Lorbeerblatt. In der lombardischen Ebene waren bisher das einzige Grün einige Reisfelder. Vom Gardasee habe ich ein großes Stück gesehen; war das prächtig mit dem Hintergrunde der Alpen, auf deren Gipfel der Schnee schimmert! Von Bergamo ab treten die Alpen aber

am nördlichen Horizont immer weiter zurück, so daß sie schließlich nur wie Nebel erscheinen. Die Vorberge der Alpen sind alle holzlos. Frische Zitronen habe ich auf dem Markte gesehen; Apfelsinen sind in Verona und hier so teuer wie in Berlin und ebenso sauer. In Verona sah ich zuerst wieder Kastanien auf der Straße rösten. Leute mit gekochten Kastanien, auch mit gebratenen Kartoffeln, ziehen durch alle Gassen und Kneipen. Für 5 Cent. bekommt man einen großen Teller voll gekochter Kastanien. In Verona habe ich einen Markttag erlebt. Denke Dir den Marktplatz eingeschlossen, wenigstens zum großen Teile von stilvollen Palästen des Mittelalters, viele mit halb ruinirten Fresken geziert, und nun auf dem Plage ein Gedränge und Geschrei. Jeder brüllt seine Ware aus, der Fleischhauer wie die Gemüsehändler. Alles ist sehr appetitlich unter großen, weißen Sonnenschirmen aufgebaut und das Pflaster ganz reinlich. Ich bin eine Stunde nach dem Ave Maria, womit der Markt endet, über den Platz gegangen und habe kaum ein Kohlblatt auf dem Quaderpflaster liegen sehen. Lärm machen überhaupt die Veroneser ungleich mehr als die Mailänder; auch habe ich gefunden, daß in ihnen mehr dekoratives Glend steckt. Es ist wunderbar, wie z. B. die gemeinen Leute ihre Mäntel zu drapieren wissen. Mein Mantel ist hier wieder zu Ehren gekommen. Geflickte Hosen, den schlechtesten Hut auf dem Kopfe, aber den Mantel stolz umgeworfen, und womöglich elegant frisiert: so liefen sie in Verona alle herum. Frauen sieht man dort wenige auf den Straßen, selbst des Abends auf dem Corso. Hier, in der prächtigen Galerie Victor Emanuels, ist der Corso glänzender, auch sieht man viel Damen, in nicht schwarzen Kostümen, sich bewegen. Die Toiletten sind von so feinem Geschmack, wie man sie in Berlin nicht kennt, und nun solltest Du den Schmuck, der in den Goldschmiedeläden ausgestellt ist, sehen. Das sind alles wahre Kunstwerke! Ich bin vor verschiedenen stillgestanden und konnte mich von dem Anblick nicht losreißen. Und Läden mit Zeugen sieht man hier, daß die Eleganz von Gerson und Herzog (Kaufhäuser in Berlin. Ann. der Red.) als Kleinstädtische Vermllichkeiten dagegen erscheint. Ja, es steckt ein Kunstgeschmack in den Italienern, der bewunderungswürdig ist! Morgen will ich noch den Mailänder Dom besteigen, den ich heute von außen und inwendig betrachtet habe, Leonardo da Vincis Abendmahl besehen und dann fort. Das Innere des Doms wirkt großartig; das Aeußere ist das Bierlichste, was man sich denken kann, aber eben zu zierlich, die reinen Brüsseler Spitzen in Marmor, um einen imposanten Eindruck machen zu können. Leonardos Bildsäule aber, die auf der Piazza della Scala steht, ist eins der schönsten Monumente, welche ich je gesehen habe. Ich stelle sie höher, als die Dantes in Verona. Beide sind vom schönsten Marmor. Wenn man mit ihnen unseren Berliner Schiller vergleicht, möchte man schamrot werden, und ich glaube, Begas* schösse sich eine Kugel durch den Kopf, wenn

* Reinhold Begas, der Schöpfer des Schillerdenkmals und zahlreicher patriotischer Denkmäler in Berlin.

man ihm diesen Leonardo oder Dante neben seinen Schiller stellte. Eine Bildsäule des Cavour in Bronze hier ist dagegen zum Franklachen. („Cavour“ — bemerkt Schweichel in seinem Tagebuch — „mit dem dicken Bauche sieht aus, als bietet er Aktien zum Kauf aus.“) Nur die Figur der Italia, welche eben den Namen Cavour in den Marmorsockel der Bildsäule schreibt, ist, wenn auch allzu modern gedacht, wunderschön. Doch unsere deutsche Musik behauptet sich auch hier. Heute ist in dem Theater della Scala „Der Prophet“. Ich hatte große Lust hinzugehen, nicht wegen der Oper, sondern um das größte Theater Italiens kennen zu lernen, dessen Fassade mit der unseres Berliner Schauspielhauses Ähnlichkeit hat, nur



Elise und Robert Schweichel.

(Nach einer Amateuraufnahme aus dem Jahre 1898.)

sind alle Verhältnisse großartiger und stilvoller; allein dann hätte ich Dir vielleicht erst viel später schreiben können und es drängt mich, mit Dir zu plaudern, mein Lieb. Ich muß Dir sagen, was mir eben durch den Kopf geht. An Ordnung ist, wie ich schon anführte, nicht zu denken, und noch weniger an eine Schilderung des Gesichts, die Hand und Fuß hätte. . . . Noch von einem Vorurteil bin ich zurückgekommen. Ich hatte geglaubt, daß die Speisen mit Del, statt mit Butter zubereitet, mir widerstehen würden. Sie schmecken aber vortrefflich, und ein Segen ist es, daß ich bis jetzt mich vor dem gewöhnlichen Gasthausessen habe bewahren können. Und noch ein anderer Irrtum, den ich zwar nicht selbst geteilt habe, der aber in Deutschland ziemlich allgemein verbreitet ist, nämlich der, daß die Italiener uns lieben. Das ist ganz und gar nicht der Fall, sie haben die Franzosen viel lieber als uns Deutsche, aber sie begreifen die Notwendigkeit, für die nächste Zeit mit uns Hand in Hand gehen zu müssen. Sie

blicken, wie wir Deutsche von 1870, fortwährend nach Frankreich; es ist ihnen das Musterland und sie sind glücklich, wenn sie betreten können, daß sie der französischen Sprache mächtig sind. Doch in die leidige Politik will ich nicht hineingeraten, um so weniger, als ich nur gestern eine Augsburgische Zeitung in die Hand bekommen und darin gelesen habe, wie bedientenhaft sich unsere lieben Landsleute der abermaligen Drohung Bismarcks gegenüber, von seinem Posten abzutreten, benahmen. Ich warf das Blatt mit Ekel auf den Tisch.

Adieu, liebes Herz, und schreibe mir, wenn Du kannst, recht lange Briefe. Wie ich in der Schweiz Monsieur Robert war, so bin ich in Verona und Mailand bereits zum Signor Roberto geworden. Heute Morgen versuchte ein Zollbeamter meinen Vaternamen auszusprechen, und ich hatte alle Mühe, bei seinen Krampfhäften und doch vergeblichen Anstrengungen ernst zu bleiben. Zuletzt resolvierte er sich kurz und nannte mich Signor Roberto. Von der italienischen Zollbehörde werde ich Dir übrigens noch ein hübsches Stückchen erzählen können, wenn ich heimkehre. Bis dahin aber nimm die Versicherung meiner Liebe als kleine Abschlagszahlung, nicht der Zollgeschichte, sondern alles Schönen, was ich Dich mitgenießen lassen möchte und behalte auch Du lieb Deinen getreuen Roberto.

Ich habe eben noch einen Blick von der Galerie aus in den Hafen geworfen. Die Dächer sind ganz beschneit. Ich werfe noch einen Blick auf mein Bett! Es ist wie das in Verona von einer riesigen Breite, aber es erweckt bei der herrschenden Kälte kein Vertrauen. Indessen muß ich doch hineinkriechen, denn es geht auf Mitternacht.

Schlaf wohl, Mänschen!

Da das Schneewetter anhielt, verließ Schweichel Mailand schon am 19. Februar und fuhr nach Genua. Ueber seinen dreitägigen Aufenthalt hat er selbstverständlich einen sehr interessanten Briefbericht nach Berlin gesandt. Rückficht auf den beschränkten Raum verbietet aber den Abdruck. Dann geht Schweichel nach Pisa und von da noch Florenz, dessen Schönheit ihn vier Tage festhält. — Indes

läßt ihm der Gedanke an Rom keine Ruhe mehr. „Rom! Rom!“ ruft er aus. Schon dieser Name, obenein die Gewißheit, endlich die ewige Stadt zu sehen, „verwirrt“ ihm „fogar den Kalender“. Am 28. Februar, einem Sonntag, verläßt er Florenz mit dem Schnellzug und langt, über Arezzo, abends in Rom an. Vergessens hat er zum Wagenfenster hinausgeschpät. Allein nichts, als ein Stück der alten Stadtmauer, der entlang sich der Bahnhof hinzog, sah er, weil es wohl schon zu finster war. Er begnügte sich für diesen Abend, nur ein Stück vom Corso anzuschauen. Andern Morgens muß er jedoch erst seiner Frau mitteilen, wo sie „den alten Jungen zu suchen“ habe. „Wer hätte es von uns gedacht, mein Liebchen, daß ich Dir einmal aus Rom schreiben würde! Mir selbst kommt es wie ein Traum vor, daß ich wirklich in Rom bin, und daß es römische Gärten sind, auf die ich im regnerischen Morgen blickel! Der Gedanke, in Rom zu sein, hat etwas Aufregendes!“

(Schluß folgt.)

Das Werden des Dampfkessels.

Von Karl Hermann.

(Schluß.)

Zwischen Feuerung und Herd ist eine Dämmung quer eingesetzt, die Feuerbrücke an der einen Längswand des Herdes das Schürloch freigelassen. Kohle, Schlacke und Asche bleiben vorn, nur die reine Flamme wälzt sich über die Feuerbrücke nach dem Herd, wo die Roheisenstücke, zer Schlagene Masseln, in der Hitze breitschmelzen. Da neben Kohlenstoff darin noch andere mineralische Beimengungen, Silizium, Mangan,

Der Siemens-Martin-Prozeß, der aus zwei verschiedenen Erfindungen hervorgegangen ist, ermöglicht es, auch das schwerer schmelzbare Schmiedeeisen vollkommen zu verflüssigen. Das geschieht in einem Flammofen, der im oberen Teil den zum Buddeln benutzten ähnlich, sonst aber insofern von ihm verschieden ist, als die Flammen anstatt aus Steinkohle, aus Generatorgas und Luft nach dem von Siemens erdachten Prinzip erzeugt und diese gasförmigen Brennmaterialien zuerst gründlich vorgewärmt werden. Der Flammofen hat übrigens nicht bloß eine, sondern zwei Feuerbrücken, weil er abwechselnd von der einen und anderen Seite

der Rücktausch der Wärme stattfindet. Die Brennstoffe kommen bereits mit hoher Temperatur zur Feuerbrücke, die Verbrennung verläuft darum desto intensiver als vorher, die Flamme ist weit heizkräftiger. Sie muß auf der linken Seite hinter dem Herd abermals die Kammern erhizen, und so wiederholen sich die Prozesse der Vorwärmung und Temperatursteigerung periodisch, bis die Flamme den Herd mit 2000 Grad trifft. Der Inhalt, Roheisen als Masseln und Schmiedeeisen als Schrott, d. h. Altzeug und Abfall, wird mit etwas Kalk gemischt, um den Phosphor chemisch zu binden; das Ganze ist unter der Flamme völlig flüssig. Die ursprüng-



Bauernhaus in der Lüneburger Heide. Nach einem Gemälde von Charlotte Bernstein-Singer.

Schwefel, Phosphor, existieren, bildet sich aus diesen eine feuerflüssige Schlacke, die man durch das Schürloch herauszieht. Mit einer langen Stange wird das Schmelzgut dauernd aufgerührt, Luft strömt in dem Schürloch hinzu, deren Sauerstoff den Kohlenstoff immer weiter verzehrt, bis das Metall zu Schmiedeeisen geworden ist. Dieses schmilzt in der Flamme nicht mehr völlig, das Eisen wird teigig, behält innen etwas Schlacke in kleinen Partikeln; man schiebt es zu Klumpen zusammen. Sie werden herausgenommen, unter dem Dampfhammer zu vier-eckigen Blöcken geschlagen und im Walzwerk zu Stabeisen ausgezogen. Das so erzielte und wieder verfeinerte Schweißisen liefert für den Dampfkesselbau häufig die sehr wichtigen Niete, die manchmal besonders bevorzugt und für die Anfertigung des Kessels vorgeschrieben werden. Doflers wählt man außer Blechen auch Winkelringe, Anker, Verstärkungen aus Schweißisen.

beheizt wird. Der Herd besteht aus Kalk- und Magnesiummineralstoffen, das Gewölbe oberhalb einer neutralen Trennungsschicht aus feuerfesten Dinasziegeln. Zur Vorwärmung der Gase sind unten rechts und links je zwei Gewölbekammern angeordnet, mit gitterartigen Steinschichtungen angefüllt, durch die in der einen die Luft einer Gebläsemaschine, in der anderen das Generatorgas dringt. Das letztere gelangt danach durch den zugehörigen Kanal an die Feuerbrücke des Ofens, wo auch die Luft hingelangt und sich, wie bei jedem Gaslocher im kleinen, mit dem Gas mischt und es verbrennt. Die Flamme schlägt über den Herd, und, wenn jetzt die Brennstoffe durch die linken Kammern streichen, so leitet man die Hitze des Feuers auf die Steinschichtungen der beiden rechten, daß sie sich damit gewissermaßen vollsaugen, also stark heiß werden. Dann schiebt man Luft und Gas durch die rechten Kammern, wo an den Steinen

liche Martinsche Idee war, das kohlenstoffarme Schmiedeeisen mit dem kohlenstoffreicheren Roheisen derart zu mischen, daß ein Produkt mit mäßigem Kohlengehalt (Stahlcharakter) erschein sollte. Man modifizierte den Prozeß in der Hüttentechnik jedoch dahin, erst immer allen Kohlenstoff der Eisenmischung herauszubrennen, die anderen Stoffe, vor allem den schädlichen Phosphor, in der Schlacke gründlich abzutreiben. Um Schmiedeeisen zu erzielen, ist es danach erforderlich, den richtigen, schwachen Kohlenstoffgehalt neu zu erteilen und gleichzeitig den zuviel eingedrungenen Sauerstoff unschädlich zu machen, was man mit dem Zusatz besonderer Eisenlegierungen bewirkt. Das Siemens-Martin-Verfahren erlaubt infolge längerer Zeitdauer eine genaue Beobachtung und Regelung der einzelnen Vorgänge, weshalb dieses Flußeisen dem anderen an Qualität überlegen und im Betrieb am zuverlässigsten ist.

Nun gilt es, aus dem Material die Kesselbleche zu walzen. Wenn man das flüssige Eisen in die fahrbare Viehpfanne abgestochen und daraus in die Blockform gegossen hat, muß man die schwer zu vermeidenden Gasblasen in dem entstehenden Stütz beseitigen, teils durch chemische, teils durch mechanische Mittel. Der Block wird in gleichmäßiger Glut unter dem Dampfhammer ausgeschlagen, nachher zu einem dicken, viereckigen Stütz vorgewalzt, dessen Länge der Breite der zukünftigen Tafel entspricht. Diese „Bramme“ bekommt im eigentlichen Blechwalzwerk, wo die tausenden, großen Maschinen mit ihren schweren Walzenpaaren das Eisen mit riesiger Energie packen, ihre endgültige Gestalt als Blech von 13, 16, sogar 20 und mehr Millimeter Stärke. Die Walzen, 0,66 Meter im Durchmesser und über 2 Meter Länge, sind zwischen den kräftigen Böden wagerecht und nachstellbar gelagert. Die glühende Bramme hebt man hinter dem Walzenpaar hinein, der gewaltige Druck preßt das Eisen Zone um Zone zusammen, um es desto mehr nach vorn auszustrecken. Mehrmals geht die Tafel hindurch, bis sie schließlich die gewünschte Beschaffenheit besitzt.

In die Arbeitshalle einer Kesselschmiede wollen wir uns nun begeben, wo ohrenbetäubendes Gehämmer erschallt, schwere Schläge dröhnen, wo sich die vielen Fleißigen an grellen Schmelzöfen oder an rasselnden Maschinen abmühen. Hier arbeitet man an einem gigantischen Ring, da an einer eigentümlich gewölbten, mit zwei weiten Böchern versehenen Scheibe, dort an einer Gruppe langgestreckter, paralleler Rohre, ein massiger Zylinder schwebt an den Ketten des Werkstattkrans. Wir wissen ja, die Dampfessel variieren wie in ihrer ganzen Konstruktion, so auch in den einzelnen Bestandteilen. Die großen, außen zylindrischen Cornwallkessel enthalten in der Längsrichtung ein oder zwei weite Flammrohre, die Kessel nach Lokomotivbauart eine vordere Feuerbüchse und zahlreiche Heizrohre, die im Kesselraum von Wasser bedeckt werden und die heißen Feuergase transportieren. Umgekehrt ist es bei den Wasserrohrkesseln, deren untere Partien schräge, im Feuer liegende, mit Wasser gefüllte Rohre bilden, die vorn und hinten in die Wasserkammern eingedichtet sind und ihren Dampf in den darübergelagerten, wagerechten Oberkessel senden. Den Zweck der einzelnen Systeme wollen wir, ebenso wie die Herstellung der Konstruktionsglieder, heute nicht erörtern, sondern nur den allen Systemen gemeinsamen zylindrischen Kessel betrachten.

Wegen der kolossalen Beanspruchung, die das Kesselblech unter Hitze und Dampfdruck zu ertragen hat, ist es unerlässlich, jede Tafel eingehend auf etwaige Fehler zu untersuchen; die Normen verlangen, daß auch der kleinste Fehler nicht verheimlicht werden soll. Die Tafeln, die zunächst noch gerade sind, werden unter die Scheren gerollt. Diese Maschinen, die das dicke, feste Material schneiden, zeigen gleich im Äußeren ihre Leistungsfähigkeit. Auf dem kompakten Ständer befindet sich zuoberst ein Wellenborgelege mit einem breiten Riemenscheibenpaar; der Riemen der Transmission schlägt behend über die Losscheibe. Doch wenn der Arbeiter die Tafel genau bei der vorgerissenen Linie unten eingeschoben hat, den Riemen auf die Arbeitsscheibe rückt und den Betätigungshebel zieht, dann greifen brummend kräftige Zahnradgetriebe an dem Maschinenkörper ineinander, von einem Erzenter auf und ab bewegt, dringt die scharfe Schneide des stählernen Scherblattes in die Tafel herab und trennt sie Schnitt um Schnitt. Hat sie die richtige Form, so werden die Ranten sorgfältig bearbeitet. Das einfache Verfeilen und die Entfernung des Grates, d. h. der noch fest anhaftenden, beim Trennen abgeschärften Spanstücke,

genügt den gegenwärtigen Anforderungen nicht mehr. Die Ranten der Tafeln pflegt man unter Spezialmaschinen zu hobeln. Der Vorteil beruht in deren Fähigkeit, mechanisch Spänchen um Spänchen gleichmäßig abzuschälen und eine vollständig glatte, lineare Fläche zu liefern, da die eburnen Glieder, einmal eingestellt, ohne die geringste Abweichung in der vorgeschriebenen Bahn bleiben. Der Zweck der gehobelten Ranten ist nicht allein das saubere Aussehen, sondern ein sicheres, dichtes Abschließen der Bleche zu gewährleisten.

Die technischen Zeichnungen, nach denen den verschiedenen Tafeln ihr zukünftiger Platz am Kessel angewiesen wird, schreiben auch die Nietung vor. Sollen die Reihen der an der Kante entlang verlaufenden Nietlöcher gestanzt werden (bei schweißeisernen Blechen), so geschieht dies maschinell an den noch geraden Tafeln, jetzt bevorzugt man das Bohren aber, das man jedoch erst nach dem Biegen vornimmt. Diese Vorrichtung, die dicken, schweren Tafeln in die richtige Gestalt zu krümmen, zählte früher, als man sie lediglich durch das heute nur gelegentlich geübte „Auspoltern“ bog, zu den am meisten zeitraubenden Arbeiten. Die Tafel wurde dabei auf Ambossen von passender Art mit dem Hammer möglichst gleichmäßig eingeschlagen, während es jetzt mittels der Biegemaschine sicherer und rascher erledigt ist. Eine solche Maschine enthält ebenfalls zwei vertikal übereinander angeordnete Walzen, die bei ihrer Rotation das Kesselblech zwischen sich hindurchziehen. Nun ist dahinter eine dritte Walze verstellbar gelagert, wo die Tafel stets auflaufen muß. Erhöht man zuvor die dritte, so krümmt sich das Blech empor, wenn es die Distanz zwischen ihr und dem Walzenpaar passiert. Die Krümmung setzt sich auf der ganzen hindurchgezogenen Länge fort, und zwar ist die fertige Biegung am Ende um so schärfer, je höher die dritte Walze während des Arbeitsprozesses stand. Mit Rücksicht auf das Material starker Kesselbleche bringt man eine ähnliche vierte Walze vor dem Haupttripler an, die eine mäßigerer Vorkrümmung bewirkt. Schwieriger ist die Biegearbeit, sobald die Tafeln heiß behandelt werden, also zur Fabrikation der Kesselzylinder von geringerem Durchmesser, der Flammrohre usw. Auf besonderen Maschinen fertigt man die kreisrund geschnittenen Kesselböden an, deren Eisen immer stärker als das der Mäntel ist. Der Boden wird nach der Mitte hin ausgewölbt, sein Rand ringsum mit einer gewissen Schärfe gerade rückwärts gebogen, umgefrempt, um ihn am Mantel vernieten zu können. Die Ränder der inneren Öffnungen, wo später die Feuer Türen Platz finden, ebenso die entsprechenden Teile des Feuergeräts, hobelt man gleichfalls, um sie luftdicht zu machen.

Es folgt eine Arbeit, wo freilich als Maschinen nur der Werkstattkran und die übrigen Transportmittel helfend eingreifen, dafür in um so größerem Maße Hand und Kopf den meisten Anteil haben. Das Zusammenpassen der gebogenen Kesselbleche. Stimmt alles gut überein, so daß die einzelnen Stücke an den Stoßstellen ohne Zwischenräume übereinander liegen, dann bohrt man, falls noch keine Nietlöcher vorhanden sind, diese in beide Bleche direkt hintereinander ein. Für weite Dampfessel und hohen, zukünftigen Betriebsdruck wählt man die Lochreihe doppelt. Für die endgültige Zusammensetzung, bei der zunächst die Längsnähte geschlossen werden, heftet man die Bleche, man schiebt in regelmäßigen Abständen Schraubenbolzen hinein und preßt die beiden Lagen des Eisens durch Anziehen der Mutter fest. Um diese Vorrichtungen, bei denen man die schweren Arbeitsstücke öfters schieben und drehen muß, bequem und schneller besorgen zu können, lagert man sie auf den Kesselrollen, rechteckigen Rahmen aus Trägern, deren Umfang ein sicheres Auf-

liegen erlaubt, jedoch nicht unmittelbar auf dem Rahmen, sondern auf den länglichen, mehrfach angeordneten und ein wenig erhabenen Stützwalzen. Die eigentliche Schließung erfolgt mit den Nieten, kurzen Bolzen aus Stabeisen, die unten bereits zu einem halbrunden Kopf breitgestaut sind. Zum Zwecke der Handvernietung dreht man das Arbeitsstück auf dem Kollwerk derart, daß die jeweilig bearbeitete Nietstelle zu unterst bei weiten, oder zu oberst bei engeren Kesselteilen kommt, und die Hammerschläge möglichst unbehindert senkrecht geführt werden. Notwendig sind drei Arbeiter und ein Helfer. Der reicht die hellrotglühenden Nieten mit der Zange aus dem Schmelzofen dem unten vorhaltenden Arbeiter, der jedes Stück in das Loch steckt und den mit einer Aussenkung von der Gestalt des Nietkopfes ausgestatteten eisernen Nietstock schnell dahinterstemmt. Die beiden anderen schlagen im Takt sogleich auf den hervorstehenden Bolzen, er wird niedriger und breiter, bis der eine Arbeiter den ausgesenkten Schellhammer darübersetzt und der Partner ein paar heftige Schläge darauf niedersausen läßt. Dann ist der Gegenkopf gebildet, beide Eisenlagen da zwischen sind unlösbar fest. Einfacher ist die hydraulische Nietung, für die dicken Dampfesselnieten besonders. Die Arbeit des Vorhaltens und Schellens tut eine Maschine, die an den Enden eines langen, hufeisenförmigen Gestells montiert ist und Nietstock und Schellhammer als gerade Stempel gegeneinander stößt. Ein mit daranhängender Zylinder nebst Kolben, dem ein Dampfumpwerk Wasser unter intensiver Pressung zuleitet, schafft die Bewegung und den Druck der Stempel. Die Maschine wird, am Kran hängend, an die beiden Seiten der Kesselnaht gelenkt, das Nietstück eingesteckt, der Kolben nach dem Richten der Stempel betätigt, ein Schlag und Knirschen im Eisen und die Nietung ist fertig. Wenn der Dampfessel seiner Vollendung entgegengeht und die Arbeitsstücke mehr und mehr zum Ganzen geschlossen werden, ist freilich die Handnietung für einzelne Partien nicht zu entbehren, es treten da schwierige Situationen ein, wo man die Hämmer in wagerechter und schräger Richtung schwingen muß und nur die menschliche Geschicklichkeit entscheidet. Da gilt es, die Verstärkungen inwendig zu befestigen, weiter die Flammrohre, oder Sieder, oder Feuerbüchsen, außen die Dampfdomen, Stuben und anderes mehr zu installieren. Die absolute Wasser- und Dampfichtigkeit erzielt man nach dem Nieten mit dem Verstemmen der Blechranten, deren schmale Eisenfläche mittels eines unten stumpfen Stahls gegen die Oberfläche des darunter gelegenen Bleches angestaut wird. Bis endlich der fertige Kessel bereit steht: ein Koloss an Masse, — ein Koloss an Arbeit.

Feldüber.*

Was ist's, daß ich so still geworden bin?

Feldüber schwirrt mit schwerem Flügelschlag
ein Krähenzug.

Am Waldestrande, wo ich sinnend lag,
verfolg ich seinen Flug.

Wo zwischen Land und Himmel jede Schranke fiel
dort strebt er hin, da ist sein Ziel.
Still glänzt das Land bis an den fernsten Saum
Ich und die Heide träumen einen Traum.

Feldüber flog ein dunkler Krähenzug
und mit ihm alles, was ich Sorge trug.

Karl Bröger.

* Wir entnehmen diese Probe dem kürzlich im Hans Sachs Verlag (München-Leipzig) erschienenen Buche „Gebichte“ von Karl Bröger. Ein feines, vielversprechendes Talent, das auch in diesen Blättern vor wenigen Wochen schon einmal zu Worte kam, meldet sich hier. Wenn ein gutes lyrisches Buch sucht, set auf das vorliegende gar besonders aufmerksam gemacht.

Kötzschkes.

Eine Berliner Geschichte von Alwin Rudolph.

In Norden der Miesenstadt, weit hinter dem Platz, wo früher das Tor stand, von dem nur noch der Name geblieben ist, in einer jener Straßen, die in ihrer Gleichförmigkeit und geradlinigen Anlage nichts Anziehendes für das Auge bieten, wohnte seit Jahren Ferdinand Kötzschke.

Es ist ein Stadtviertel, in dem frühzeitig am Tage das Leben erwacht. Massen von Arbeitern bevölkern die Straßen und strömen dem Innern der Stadt zu oder nach dem Bahnhof, um mit den vollgepfropften Bülgen ihre Arbeitsstellen zu erreichen. Dede, langweilige Häuserreihen ziehen sich hin, und die von Dunst und Staub und Rauch erfüllte Luft ist selbst des Morgens nur wenig erfrischend. Ein Haus gleicht dem andern. Fenster reiht sich an Fenster, Wohnung an Wohnung, und allen entströmt derselbe Rauch. Hinter den Häusern liegen enge und kahle Höfe wie tiefe Schächte, in die nur selten ein Strahl von Sonne dringt. Boden- und Wauspekulation hat hier etwas entstehen lassen, ohne eine andere Rücksicht zu kennen als die nach möglichst uneingeschränktem, schnellem und großem Gewinn.

Nante, unter welchem Namen Ferdinand Kötzschke überall bekannt war, war in einem Eisenwarengeschäft der nahegelegenen Hauptverkehrsstraße als Kutscher tätig.

Er war ein großer, breitschultriger Mann, der mit schweren Schritten, als ob er Blei an den Füßen habe, seinen Weg ging. Sein verschlossenes, zurückhaltendes Wesen, es war beinahe scheu zu nennen, stand mit seiner Konstitution in mächtigem Kontrast. Alle, die ihn kannten, meinten, daß er wohl in seinem Leben schwere Schicksalschläge habe durchmachen müssen. Aber keiner wußte doch was Bestimmtes.

Jeden Morgen um fünf Uhr war er im Stall und begann seine Arbeit. Wenn um acht die Angestellten des Geschäfts kamen, stand er mit seinem Wagen zur Abfahrt fertig auf dem Hofe. Zuerst kam natürlich der jüngste Stift. Alle aber, vom Stift bis zum sogenannten ersten Verkäufer und dem Buchhalter, hatten ihm für seine Tour Bestellungen mit auf den Weg zu geben. Überall hieß es: „Nante, Sie müssen das machen!“ und: „Nante, Sie müssen dahin!“.

Auch des Sonntags war Nante im Stall zu finden, wenn auch nicht so zeitig und nur am Vormittag. Er hatte das Pferd zu besorgen und zu putzen, den Wagen zu waschen und zu schmieren, und noch manches andere fand er zu tun, bis es Zeit war, zum Mittagessen nach Hause zu gehen.

Nachmittags saß er dann am Fenster. Da hatte er seinen Platz und rauchte aus einer langen Pfeife, daß sich in der Wohnung früher als draußen Wolken der Dämmerung niedersenkten. Seine Frau nahm, wenn sie nicht mehr in der Küche zu tun hatte, ihm gegenüber am anderen Fenster ihren Sitz und strickte, stopfte oder flickte, bis es die Dunkelheit nicht mehr gestattete. Die siebzehnjährige Tochter, die in einem Geschäft das Nähen von Schirmbezügen erlernte, ging während dieser Zeit mit einer gleichaltrigen Freundin in den umliegenden Straßen spazieren. So nahmen es wenigstens die Eltern an. In Wirklichkeit hielt sie sich in einem nach einem Hofe gelegenen Vereinszimmer einer Eckstille auf, wo im Kreise junger Leute die Kunst des Tanzens gelübt und ein äußerst geselliger Verkehr gepflegt wurde.

Ihr Bruder Karl aber, der noch die Schule besuchte, trieb sich auf einem Wagenplatze umher, auf dem man ebenfalls, wenn auch kind-

licher als im Kreise seiner Schwester, schon dem Minnedienst huldigte und sich oftmals im Tabakrauchen versuchte.

Um aber keinen Verdacht zu erregen, verlieh Lotte von Zeit zu Zeit die Stätte ihrer Übungen und ging am Arm ihrer Freundin die Straße entlang. Sie nickte dann ihrem Vater zu, ging über den Platz, der der elterlichen Wohnung schräg gegenüber lag, und verschwand in einem Hausflur der nächsten Straße, wo sie den Klängen eines Klaviers nachging oder besser nachhüpfte.

Nante Kötzschke war so harmlos in seinem Denken, daß ihm niemals Zweifel aufstiegen über das, was man ihm erzählte oder vormachte. Dabei gehörte er keineswegs zu den Deuten, von denen es heißt, daß sie nicht alle werden.

Aber nie wäre ihm doch der Gedanke gekommen, daß hinter den Spaziergängen seiner Lotte was anderes stecken könne. Von dieser Harmlosigkeit war auch seine Frau erfüllt.

So waren ihm die Jahre seines Daseins seit seiner Verheiratung ohne nennenswerte Konflikte vorübergegangen. Das Leben und das Getriebe der Weltstadt gingen an ihm hin, als berührten sie ihn nicht.

Mancher hatte schon den Versuch gemacht, ihn sehen zu lehren, ihn einzuführen in die großen Begebenheiten des Tages, ihm das pulsierende Leben zu zeigen. Aber immer sind diese Versuche gescheitert, und jeder mußte es wieder aufgeben.

Das einzige, was Kötzschke außer seiner Arbeit kannte, das war der Rauchklub „Gemütlichkeit“. Da ging er jede Woche einmal zum Vereinsabend, rauchte und trank und fühlte sich wohl, denn er war unter seinesgleichen.

Die Klubgenossen wollten ihn schon immer zum Vorstehenden machen. Aber immer lehnte er ab. Er meinte, daß er keine Zeit dazu habe.

Trotzdem hörten alle auf ihn. Wurde das Stiftungsfest beraten oder die Dampferfahrt, so fragten sie ihn. Wenn alle redeten, schwieg er bis zuletzt. Dann sagte er einige Worte, und alle riefen: „Nante hat recht!“

Namen Unebenheiten vor, Nante mußte sie ausgleichen, und Streitende mußte er wieder zusammenführen. Das tat er immer, ohne viele Worte zu machen. Er brauchte nur seine Arme, um zu trennen oder zu vereinen.

Die zwei Feste des Rauchklubs brachten die Familie regelmäßig aus ihrer beschaulichen Ruhe. Wochen vorher wurde beratschlagt, was alles angeschafft werden mußte, um das Fest würdig feiern zu können. Es mußte ein neuer Rock sein oder gar ein Kleid, eine neue Schleife im Haar, für Nante eine neue Kravatte oder ein Hut.

Die Aufregung steigerte sich immer mehr, bis sie am Abend vorher oder am selben Tage ihren Höhepunkt erreichte. Am meisten von diesem Fieber ergriffen waren Tante Malchen und ihre Tochter Lotte.

Deren Hoffnung war am größten. Ohne daß sie sich sagten, was sie erwarteten, arbeiteten doch beide an einem gemeinsamen Ziele. Und wenn sie dann auf dem Nachhausewege sagten: „Es war sehr schön, aber so recht hat es mir wieder nicht gefallen“, dann verstanden sie sich. Es fehlte ihnen eben etwas.

War ihnen nicht alles erfüllt, so war ihnen auch noch nichts verloren. Die Hoffnung blieb bis zum nächstenmal. Dann konnten wieder die vielen Vorbereitungen getroffen werden; man durfte wieder Pläne schmieden und Schlösser bauen. Einmal würde es schon kommen.

Für Lotte war jetzt allerdings seit einiger Zeit die Frage gelöst. Zwar war nicht alles so,

wie es ihr immer vorgezeichnet hatte. Junge Mädchen malen sich meist sehr viel aus. Darum hatte sie sich manches noch großartiger und schöner, viel schöner noch vorgestellt. Ach, goldene Berge waren es. Daß es so viel war, dazu hatte die Mutter ihr gut Teil beigetragen. Was wußte die nicht alles zu erzählen?

Lotte genigte es freilich nicht recht, was sie nun hatte. Aber es war doch etwas von dem, wonach es sie so unwiderstehlich zog. Sie gab sich keine Rechenschaft, ob es ihr genüge. Es war einiges von dem, was sie begehrte.

Die ganze Woche wartete Lotte auf den Sonntag. Manchmal war sie ganz fiebrig. Sie saß am Fenster, und ihre Augen schauten in eine weite Ferne. Das Vereinszimmer der Eckstille nahm ihre ganzen Gedanken gefangen. Alles, was ihr durch den Kopf ging, spielte sich jetzt da ab. Und erst, wenn sie Musik hörte! Wie mag es wohl bei Blechmusik sein, wenn die Trompeten schmettern? Oder wie mag es sein, wenn der Boden gebohnert wäre? Oder wenn man ein weißes Kleid hätte und Lackschuhe wie die Lene, die immer soviel Verehrer hatte? Ach, wenn . . . ?

Ja, wenn . . . !

Zur Dampferfahrt bekam Lotte ein weißes Kleid. Auf vieles Jammern und Witten wurde der heißeste Wunsch endlich gewährt. Die Mutter hatte bald verstanden, worauf es ankam. Sie wehrte erst noch ab. In einem unbewußten Drange wollte sie den Trieb der Tochter unterdrücken, doch sie verstand das nicht.

Sie stützte sich auf Nante. Der aber sagte überhaupt nichts dazu.

Wer war schließlich glücklicher als Lotte? Sie sang und sprang. An die noch fehlenden Lackschuhe dachte sie nicht mehr.

Ihre Gedanken waren jetzt schon bei der Dampferpartie, bei Wasser, Wald und Wiese, bei Kaffee und Kuchen, ach, bei vielem, noch vielem mehr.

Was er wohl für Augen machen würde? . . .

Am Tage vorher, dem Sonnabend, wurde den ganzen Tag bis in die späte Nacht gebacken und gebraten, geschauert, gewaschen und geplättet, Stiefel gepuht und Lockenwickel gemacht.

Nur Nante tat nicht mit. Er versah seine Arbeit wie alle anderen Tage in gleichmäßiger Gelassenheit. Er meinte am andern Morgen auch noch zurechtzukommen.

Der kleine Karl, so immer genannt, weil er doch der kleinste in der Familie war, freute sich wohl auch auf den Ausflug, aber von einem Kaufe wurde er weniger ergriffen. Er war nicht gern unter so viel Menschen. Wenn er in ein Buch sehen konnte, so ging ihm eine ganze Welt auf. Zu seinen regelmäßigen Weihnachtswünschen gehörte es, ein Buch zu bekommen. Ein Wunsch, der schon deshalb so regelmäßig war, weil er ihm nie erfüllt wurde.

Ein Buch oder mit einigen Kameraden auf dem Wagenplatze zu spielen und zu turnen, das war ihm bisher Freude genug. Draußen war er auch gern, aber mit möglichst wenig Menschen zusammen. Die verstanden ihn alle nicht und lachten manchmal über seine Eigenheiten. Und das bedrückte ihn.

Am Morgen waren Tante Malchen und Lotte schon wieder früh auf den Beinen. Es gab noch viel zu tun. Sie rannten hin und her. Von der Stube ging es in die Küche und von der Küche wieder in die Stube. Endlich stand auch der Vater auf, nachdem er des öfteren — und wie er meinte: zu oft — dazu gemahnt worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Hermann Conradi. Genau um die Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts setzte jene literarisch-künstlerische Bewegung ein, die unter dem Namen: das „Jüngste Deutschland“ oder „Die Moderne“ bekannt ist. Das heißt: damals konzentrierte sie sich, und zwar in des Münchners M. G. Conrad Monatschrift „Die Gesellschaft“, die am 1. Januar 1885 ins Leben trat und für alle jugendlichen Poeten das erklärte Kampf- und Sammelorgan bilden sollte. Einer der Lebendigsten war Hermann Conradi, dessen Persönlichkeit bald im Vordertreffen jener Bewegung stehen sollte. Er ist ihr eigentlicher Trompeter, ihr jugendlichster und begabtester Führer gewesen. Ihm fiel auch das Los zu, am ehesten vergessen zu werden, zumal ihm nur ein kurzes Erdenbaisein vergönnt blieb. Jetzt, nachdem es Dr. Paul Szymant und Gustav Werner Peters gelungen ist, Conradi's Gesammelte Schriften herauszubringen (Verlag Georg Müller, München, 5 Bände), wird uns auch zugleich volle Einsicht in des Dichters Leben und Schaffen vergönnt. Und fürwahr: es war ein von glühender Leidenschaft wie entsetzlicher Not durch und durch zerklüftetes Leben! Hermann Conradi wurde am 12. Juli 1862 zu Jeknitz in Anhalt geboren, wo sich der Vater als Zigarrenfabrikant und Inhaber eines Kolonialwarengeschäfts niedergelassen hatte. Hart und kränklich von Kindesbeinen an, blieb ein oftmals schwer auftretendes asthmatisches Leiden auch dem Jüngling und werdenden Manne zum quälenden Begleiter. Kränklichkeit umwölkte sein Gemüt, näherte aber auch in ihm den unerfülllichen Trieb zu den Büchern. Dann warfen die zerrütteten Vermögensverhältnisse der Eltern und deren gänzliche Verarmung ihre düstern Schatten über den ernstesten Studien Bestreuten. Wir sehen Conradi als Gemeindegänger in Jeknitz, dann als Gymnasiast in Dessau und Magdeburg. Nichts Außerordentliches verrät sich an ihm; er ist immer nur Lernender. Und er betreibt jegliches Studium mit angespanntem Ernst. Sprachen, Literatur, philosophische Exkurse sind allerdings seine bevorzugten Fächer. Und dann: — er ist emsig bestrebt, seinen Charakter zu bilden und zu stählen. Darin unterseidet er sich doch schon von seinen Mitschülern. Mit 17 1/2 Jahren verläßt er das Gymnasium, um sich für einen praktischen Brotberuf vorzubereiten. Er erwählt den Buchhandel. Das Kaufmännische dabei interessiert ihn wenig; er will Buchhändler „aus Liebe zur Literatur“ sein, es später zu einem großen Verlag bringen usw. Vorläufig hofft er die Gelegenheit nutzen zu können, sich allerhand Wissensschätze zu eigen zu machen. So trat er denn in eine Magdeburger Buchhandlung und Leihbibliothek als Lehrling ein. Da deren Besitzer längere Zeit in Italien verbrachte, so hatte Conradi wirklich Zeit genug, um seinem Bildungs- und Leselust nach Herzenslust zu frönen. Bald jedoch kam's anders. Er mußte tüchtig ins Geschäft, und diese profane Beschäftigung verleidete ihm sehr rasch den Beruf. Eines Tages sah er wieder auf der Schülerbank. Freilich doch als ein ganz anderer, wie seine Klassenbrüder; ihnen an Reife des Geistes überlegen. Der Dichter in ihm begann sich zu formen. Schöpferische Kräfte, tatkraftiger Wille wurden flügge. Schon träumte er von großen Plänen. Nicht bloß die deutsche Dichtung, nein die ganze Menschheit sollte aus starren Banden erlöst, total neu umgeschaffen werden. Er fühlte sich mit Stolz als Sohn seiner Zeit, als eine „moderne Kämpfernatur“, die auf das geharnischte Spiel der Gegensätze gestimmt

sei. Seit 1880 datieren Conradi's frühesten gedruckten Versuche als Dichter und Novellist. Schon damals war er bemüht, Verbindungen mit Zeitungen und Zeitschriften anzuknüpfen. Andererseits gehört er einem Dunst gleichstrebender Schulkameraden an, die sich die Pflege der Poesie angelegen sein ließen. Und als er dann endlich nach vorzüglich bestandenen Abiturientenexamen die Berliner Universität bezog, da ist er eigentlich schon in Schriftstellerkreisen ein genannter Kritiker. Allerdings, die Not des Lebens zwang ihm sozusagen diese Tätigkeit auf. Und er stellte seinen Mann, indem er die literarischen Zustände



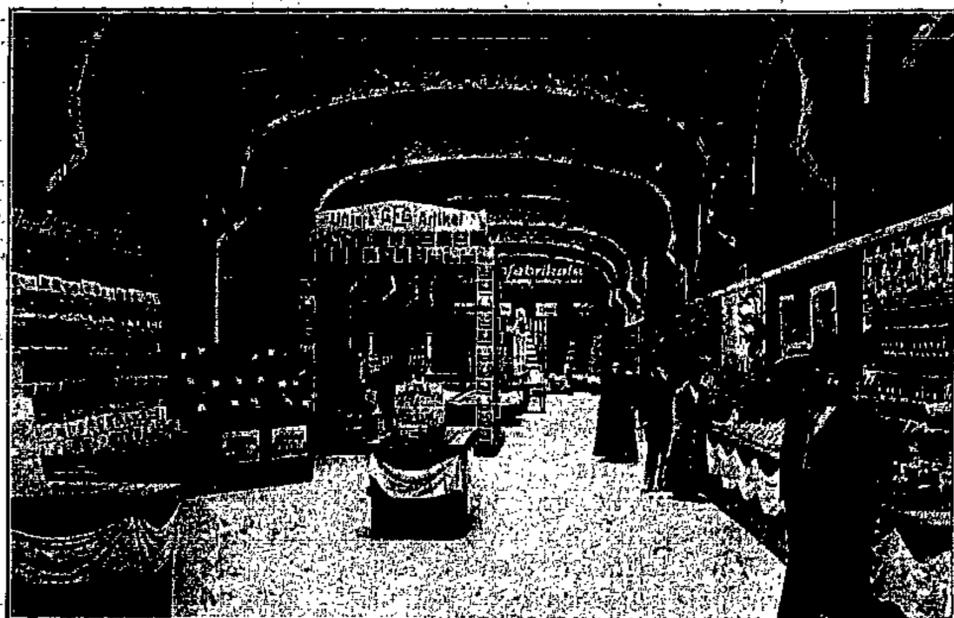
Das neue Parteigeschäftshaus in Brandenburg a. S. Unser Brandenburger Parteiorgan ist nämlich in ein neues, eigenes Geschäftshaus übergesiedelt, das die Genossen im Mittelpunkt der alten Havelstadt errichtet haben. Das modern und praktisch angelegte Haus präsentiert sich als stattliches, der Bedeutung und Größe der Brandenburger Arbeiterbewegung in jeder Weise würdiges Gebäude.

gleichsam bei den Hörnern packte. Aber nicht bloß ihr Kritiker, nein auch ihr künstlerischer Erneuerer wollte er sein; denn er vermeinte „schon im Frührot der großen Bewegung“ zu stehen. Da gilt es die Persönlichkeit aller Schaffenden zu wecken. Und während soeben von München aus Conradi's „Gesellschaft“ wie ein Signal zum Kampfe zwischen der älteren und der neueren Richtung weit hin ertönte, warf Conradi im Verein mit Wilhelm Urent, Karl Gendell, den Brüdern Hart und anderen jungen Talenten — im ganzen 22 — das lyrische Kampfbuch „Moderne Dichtcharaktere“ auf den Markt des Jahres 1885. Dies Büchlein, so unausgegrenzt die meisten Poeme noch

waren, wirkte wie ein Blitzschlag gerade durch die Vorrede Conradi's. Es erregte aber noch mehr Anstoß und Born durch die Begleitvorrede Karl Gendell's, der schlanke behauptete, daß „mit in den letzten Jahrzehnten weder eine moderne, noch eine deutsche, noch überhaupt eine Lyrik besessen“ hätten, und daß hingegen „auf den Dichtern des Kreises, den dies Buch vereint, die Literatur der Zukunft beruhe“. Gleichviel — von jetzt an sehen wir Hermann Conradi als den Führer der Jüngstdeutschen. Und er entwickelt nun eine ebenso kampflustige Polemik wie erstaunliche Vielseitigkeit und Produktivität — immer fürchtbarer von Hungerelend und Kränklichkeit bedrängt, immer trotziger, verbissener und einsamer werdend bis ihn ein allzufrüher Tod am 8. März 1890 aus harten Kämpfen und gewaltigen Schöpferträumen hinwegriß. Während dieser fünf letzten Jahre seines Lebens opferte er zunächst dem Naturalismus mit seinen Novellen „Brutalitäten“. Und nachdem er in seinem Erstlingsroman „Phrasen“ den ganzen Uebersehewang und die ganze Haltlosigkeit der zwischen zwei Welten hin- und hergeworfenen Jugend, die er vornehmlich an sich, als Hauptperson, nebst seinen karikaturistisch gezeichneten Freunden charakterisiert, mit verschwimmenden Farben umgeben hatte, gab er in dem Roman „Adam Weisach“ das Bild eines „Söhnenmenschen“. Dieser Roman zog ihm eine Anklage zu, deren gerichtliche Verhandlung Conradi aber nicht mehr erlebte. Bleibendes gab er in seinen „Liedern eines Sünder's“. Sie enthalten einige Gesänge, die einzig dastehen und des Dichters Name noch einer späteren Nachwelt bereichern werden. sk.

Neue Bücher. Die Arbeit der Muskel behandelt Dr. A. Lipschitz, ein in der Parteipresse nicht unbekannter Autor, in anregender und anschaulicher Weise im neuesten Bändchen (20) der „kleinen Bibliothek“ (Stuttgart, J. S. W. Diez Nachf. Preis Brosch. 0,75 M., gebd. 1 M.). Das Thema ist weniger rein wissenschaftlich behandelt, es gibt aber praktische Einblicke, und dadurch tieferes Verständnis, in die Arbeitsleistung der Muskel. Gut gewählte Illustrationen erläutern den Text. Das empfehlenswerte Büchlein dürfte besonders Arbeiterparteiinteressen interessieren.

Von dem nordischen Dichter Johan Falkberget liegt eine neue, größere Arbeit vor; sie ist betitelt „In der äußersten Finsternis“ und im Verlage von Georg Meiseburger in Leipzig erschienen. In düsteren Farben ist in diesem eigenartigen Buche das skandinavische Vergarbeiterleben geschildert. Finster, wie es der Titel besagt, gestalten sich die Menschenjagd, die uns vorgeführt werden. Obwohl hier der Autor, wie es hat das Buch doch wenig kultiviertes, roh, edig sind die Menschen modelliert. In alle Furchtbarkeiten ihrer Sklavenarbeit ist grell hineingeleuchtet. Und gerade darum werden dem Leser die oft nur leicht skizzierten Figuren sympathisch. In diesem Andeuten aber liegt ein gutes Stück schillernder Kunst, die diesen Tragödien aus dem Bergmannsleben eigen ist. Nur wer selbst unter diesen „Mallare“ schaffte und täglich sein Leben neu aufs Spiel setzte, kann so tiefe Eindrücke prägen, wie es Falkberget — der selbst Grubenarbeiter gewesen — getan. Die von Th. Wölcker besorgte Uebersetzung zeichnet sich in stilistischer und künstlerischer Weise aus; sie sucht dem Original sprachlich und inhaltlich so nahe wie möglich zu kommen, was sicherlich bei der Eigenart Falkbergets nicht immer eine leichte und glatte Arbeit gewesen ist. Auch die vornehme Ausstattung ist lobend zu erwähnen



Die Ausstellung der deutschen Konsumvereine

im „Clou“ (Berlin), die gelegentlich der Abhaltung des Genossenschaftstages veranstaltet worden war und erst dieser Tage geschlossen wurde, zeichnete sich durch große Sachlichkeit und gefällige, übersichtliche Anordnung der Ausstellungsgegenstände aus. Zahlreiche Modelle, Photographien und graphische Darstellungen unterrichteten über die Ziele, Leistungen und Bestrebungen der Konsumvereine. Die Ausstellung, die musterhaft und originell in der ganzen Art ihrer Aufmachung war, erfreute sich des regen Zuspruchs zahlreicher Besucher.